

Name:	
Klasse/Jahrgang:	



Standardisierte kompetenzorientierte schriftliche
Reifeprüfung / Reife- und Diplomprüfung / Berufsreifeprüfung

18. September 2019

Deutsch



Hinweise zur Aufgabenbearbeitung

Sehr geehrte Kandidatin! Sehr geehrter Kandidat!

Ihnen werden im Rahmen dieser Klausur insgesamt drei Themenpakete mit je zwei Aufgaben vorgelegt. Wählen Sie eines der drei Themenpakete und bearbeiten Sie beide Aufgaben zum gewählten Thema.

Themenpakete	Aufgaben
1. Literatur – Kunst – Kultur	Robert Musil: <i>Der Riese Agoag</i> Textinterpretation (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Erzählung)
	Literatur in einfacher Sprache Kommentar (270–330 Wörter) 2 Textbeilagen (Bericht, Regelwerk)
2. Medien	Zeitungslektüre Textanalyse (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Essay)
	Mediale Aufmerksamkeit Leserbrief (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Kommentar)
3. Technik und Ethik	Künstliche Intelligenz Erörterung (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Sachtext)
	Autonome Autos Leserbrief (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Bericht)

Ihnen stehen dafür 300 Minuten an Arbeitszeit zur Verfügung.

Die Aufgaben sind unabhängig voneinander bearbeitbar.

Verwenden Sie einen nicht radierbaren, blau oder schwarz schreibenden Stift.

Verwenden Sie ausschließlich die Ihnen zur Verfügung gestellten Blätter. In die Beurteilung wird alles einbezogen, was auf den Blättern steht und nicht durchgestrichen ist. Streichen Sie Notizen auf den Blättern durch.

Schreiben Sie auf jedes Blatt Ihren Namen und die fortlaufende Seitenzahl. Geben Sie die Nummer des gewählten Themenpakets und den jeweiligen Aufgabentitel an.

Falls Sie mit dem Computer arbeiten, richten Sie vor Beginn eine Kopfzeile ein, in der Ihr Name und die Seitenzahl stehen.

Als Hilfsmittel dürfen Sie ein (elektronisches) Wörterbuch verwenden. Die Verwendung von (gedruckten und online verfügbaren) Enzyklopädien oder elektronischen Informationsquellen ist nicht erlaubt.

Abzugeben sind das Aufgabenheft und alle von Ihnen verwendeten Blätter.

Ihre Arbeit wird nach folgenden Kriterien beurteilt:

- Inhalt
- Textstruktur
- Stil und Ausdruck
- normative Sprachrichtigkeit

Viel Erfolg!

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Robert Musil: *Der Riese Agoag*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie die Erzählung *Der Riese Agoag* (1927) von Robert Musil (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen.
- Analysieren Sie anhand ausgewählter Beispiele, wie die ironische Haltung des Erzählers zur Hauptfigur sprachlich und inhaltlich zum Ausdruck gebracht wird.
- Deuten Sie die Erzählung im Hinblick auf ihren Titel.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Robert Musil: *Der Riese Agoag* (1927)

Wenn der Held dieser Erzählung das Hemd aufstriefte, kamen zwei Arme zum Vorschein, die so dünn waren wie die Schatten unter den Augen einer Jungfrau; wenn er einer Frau Eindruck machen wollte, konnte es geschehen, daß ihr etwas erstaunter Blick auf seinem Scheitel ruhte; und als ihm einmal eine stattliche Schöne überraschend ihre Gunst schenkte, kam sie auf den Einfall, ihn „mein Eichhörnchen“ zu nennen. Darum las er in den Zeitungen nur den Sportteil, im Sportteil am eifrigsten die Boxnachrichten und von den Boxnachrichten am liebsten die über Schwergewichte. Sein Leben war dementsprechend unglücklich.

Aber er ließ nicht ab, den Aufstieg zur Kraft zu suchen. Weil er nicht genug Geld hatte, um in einen Verein einzutreten, und weil Sport ohnedies nach neuer Auffassung nicht mehr das verächtliche Talent eines Leibes, sondern ein Triumph der Moral und des Geistes ist, suchte er diesen Aufstieg allein. Es gab keinen freien Nachmittag, den er nicht dazu benutzte, um auf den Zehenspitzen spazierenzugehen. Wenn er sich unbeobachtet wußte, griff er mit der rechten Hand hinter den Schultern vorbei nach den Dingen, die links von ihm lagen, oder umgekehrt. Das An- und Auskleiden beschäftigte seinen Geist als die Aufgabe, es auf die entschieden anstrengendste Weise zu tun. Und weil der menschliche Körper zu jedem Muskel einen Gegenmuskel hat, so daß der eine sich streckt, wenn der andere sich beugt, oder sich beugt, wenn jener sich streckt, gelang es ihm, sich bei jeder Bewegung die unsagbarsten Schwierigkeiten zu schaffen. Man kann behaupten, daß er an guten Tagen aus zwei völlig fremden Menschen bestand, die einander unaufhörlich bekämpften. Wenn er aber nach solchem ausgenutzten Tag ans Einschlafen ging, so spreizte er alle Muskeln, deren er überhaupt habhaft werden konnte, noch einmal gleichzeitig auseinander, und dann lag er in seinen eigenen Muskeln wie ein Stückchen fremdes Fleisch in den Fängen eines Raubvogels, bis ihn Müdigkeit überkam, der Griff sich löste und ihn senkrecht in den Schlaf fallen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß er bei dieser Lebensweise unüberwindlich stark wurde. Aber gerade, als er, ehe dies geschah, einmal vierzehn Tage lang seine Übungen ausgesetzt hatte, bekam er Streit auf der Straße und wurde von einem dicken Schwamm von Menschen verprügelt.

Bei diesem schimpflichen Kampf nahm seine Seele Schaden, er wurde niemals wieder ganz wie früher, und es erschien lange fraglich, ob er ein Leben ohne alle Hoffnung werde ertragen können. Da rettete ihn ein großer Omnibus. Er wurde zufällig Zeuge, wie ein riesiger Omnibus einen athletisch gebauten jungen Mann überfuhr, und dieser tragische Unfall wurde für ihn zum Ausgangspunkt eines neuen Lebens. Der Athlet wurde sozusagen vom Dasein abgeschält wie ein Span oder eine Apfelschale, wogegen der Omnibus bloß peinlich berührt zur Seite wich, stehenblieb und aus vielen Augen zurückglotzte. Es war ein trauriger Anblick, aber unser Mann nahm rasch seine Chance wahr und kletterte in den Sieger hinein.

Das war nun so: Für fünfzehn Pfennige durfte er, wann immer er wollte, in den Leib eines Riesen kriechen, vor dem alle Sportsleute zur Seite sprangen. Der Riese hieß Agoag. Das bedeutet wohl Allgemein geschätzte Omnibus-Athleten-Gesellschaft; denn wenn man Märchen erleben will, muß man heute sehr klug sein. Unser Held saß nun auf dem Verdeck und war so groß, daß er alles Gefühl für die Zwerge verlor, die auf der Straße wimmelten. Unvorstellbar, was sie miteinander zu sprechen hatten. Er freute sich, wenn sie erschrocken hopsten. Er schoß, wenn sie die Fahrbahn überquerten, auf sie los wie ein großer Köter auf Spatzen. Er sah auf die Dächer der eleganten Privatautos, die ihm sonst geradezu einschüchternd vornehm erschienen waren, – nun, er sah im Bewußtsein der eigenen Zerstörungskraft etwa auf sie wie ein Mensch, mit einem Messer in der Hand, auf die lieben Hühner in einem Geflügelhof. Man braucht durchaus nicht viel Phantasie dazu, bloß logisches Denken, um ihm zu folgen. Denn wenn es richtig ist, was man sagt, daß Kleider Leute machen, weshalb sollte das nicht auch ein Omnibus können? Man hat seine riesige Kraft an oder um, und wenn man sich einen ritterlichen Helden mit einem Panzer denken kann, weshalb nicht auch mit einem Omnibus? Und die großen Kraftnaturen der Weltgeschichte? War ihr verwöhnter Leib das furchtbar Große an ihnen oder war es der Machtapparat, mit dem sie ihn zu umgeben wußten? Und was ist es, dachte unser Mann in seinem engeren Gedankenkreis, mit allen den Edelleuten des Sports, welche die Könige des Boxens, Laufens und Schwimmens als Höflinge umgeben, vom Manager und Trainer bis zu dem Mann, der die blutigen Eimer wegträgt oder den Bademantel um die Schultern legt: verdanken diese zeitgenössischen Nachfolger der alten Truchsessen und Mundschenken ihre persönliche Würde ihrer eigenen oder den Strahlen einer fremden Kraft?

Man sieht, der Held dieser Geschichte hatte sich vergeistigt. Er benutzte nun jede freie Stunde zum Omnibusfahren. Sein Traum war ein umfassendes Streckenabonnement. Und wenn er es erreicht hat und nicht gestorben, erdrückt, überfahren worden, abgestürzt oder in einem Irrenhaus ist, fährt er damit noch heute. Allerdings, einmal ging er sogar so weit, eine Freundin auf den Omnibus mitzunehmen, um sie auf die Probe zu stellen, ob sie geistige Männerschönheit zu würdigen wisse. Und da war in dem Riesenleib ein winziger Parasit mit dicken Schnurrbartspitzen, der lächelte die Freundin frech an, und sie lächelte zehn Minuten lang zurück; ja, er flüsterte ihr im Vorbeistreifen sogar etwas zu. Unser Held kochte vor Wut; er hätte sich gerne auf den Nebenbuhler gestürzt, aber so klein dieser neben dem *Riesen Agoag* aussehen mußte, in dessen Leib war er gut doppelt so breit als unser Held. Da stieg dieser aus und überhäufte seine Freundin mit Vorwürfen. Aber, siehe, sie antwortete: Ich mache mir gar nichts aus starken Männern, ich liebe nur Omnibusse! – Damals ahnte dem Entdecker des Omnibus, daß irgend etwas an seiner Entdeckung nicht stimme; aber wie das schon so ist, solche Ahnungen gehen vorüber.

Quelle: Musil, Robert: *Der Riese Agoag*. In: Musil, Robert: *Gesammelte Werke in neun Bänden. Band 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches*. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 585–587.

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Robert Musil (1880–1942): österreichischer Schriftsteller; ab 1938 lebte er in der Schweiz im Exil

Die vorliegende Erzählung wurde 1927 erstmals in der *Vossischen Zeitung* veröffentlicht. Eine zweite, überarbeitete Fassung erschien 1936 in der von Musil zusammengestellten Textsammlung *Nachlaß zu Lebzeiten*.

Der Name des Riesen **Agoag** ist eine Anspielung auf die Allgemeine Berliner Omnibus AG (ABOAG).

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Literatur in einfacher Sprache

Verfassen Sie einen Kommentar.

Situation: Eine österreichische Tageszeitung lädt junge Erwachsene dazu ein, Beiträge für eine Beilage zum Thema *Lesekultur* einzusenden. Sie verfassen dafür einen Kommentar mit dem Titel *Lesen für alle: Literatur in einfacher Sprache*.

Lesen Sie den Bericht *Autoren und die einfache Sprache* von Thomas Maier aus der Online-Ausgabe der deutschen Tageszeitung *Sächsische Zeitung* vom 24. Jänner 2017 (Textbeilage 1) und das Regelwerk zum Verfassen von *Literatur in einfacher Sprache* (2016) von der Website des Frankfurter Literaturhauses (Textbeilage 2).

Verfassen Sie nun den **Kommentar** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie das in Textbeilage 1 vorgestellte Projekt.
- Setzen Sie sich mit positiven und negativen Aspekten von Literatur in einfacher Sprache auseinander. Berücksichtigen Sie dabei einige Regeln des Frankfurter Projekts (Textbeilage 2).
- Bewerten Sie diesbezügliche Bestrebungen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Autoren und die einfache Sprache

Texte ohne komplexe Struktur – und mit kraftvollen Verben statt klobigen Hauptwörtern: Literatur soll nicht immer nur schwere Kost sein. Das will ein Frankfurter Projekt beweisen. Doch es gibt auch Kritik.

Von Thomas Maier

Frankfurt/Main. Eine junge Frau hat endlich in Frankfurt eine neue Wohnung gefunden. Da klingelt eines Tages ein älterer Herr bei ihr. Der freundlich plaudernde Besucher entpuppt sich als ehemaliger Kunde der berühmten Prostituierten Rosemarie Nitribitt. Sie wurde 1957 in der Wohnung der ahnungslosen neuen Mieterin ermordet. Es ist eine witzige Geschichte, die Kristof Magnusson erzählt. Dennoch unterscheidet sich der Text von allem, was der Autor bisher geschrieben hat. Denn er benutzt dafür bewusst einfache Wörter mit simplen Sätzen – und verzichtet auf jeden Zeitsprung.

Magnusson ist einer von sechs renommierten deutschen Autoren aus der jüngeren Generation, die sich auf Anregung des Literaturhauses Frankfurt zu einem ungewöhnlichen Vorhaben zusammengetan haben. Gemeinsam haben sie für ihre Erzählungen elf Regeln aufgestellt. Im Text soll es unter anderem möglichst viele Verben geben – und wenig sperrige Substantive. Die Geschichte soll außerdem in 20 Minuten vorgelesen werden können. Mit dabei sind neben Magnusson noch Henning Ahrens, Mirko Bonné,

Nora Bossong, Olga Grjasnowa und Alissa Walser.

Das Pionierprojekt will Menschen erreichen, die wegen Behinderungen ein niedriges Sprachniveau haben – oder wie Zuwanderer gerade erst die deutsche Sprache erlernen. „Wir lassen ganz viele Menschen außen vor“, sagt Hauke Hückstädt, Leiter des Literaturhauses, zum Projekt.

Er verweist darauf, dass sich nach Schätzungen rund 13 Millionen Menschen in Deutschland mit dem Lesen schwertun. Hinzu kommen noch knapp weitere acht Millionen an funktionalen Analphabeten, die mit der Schriftsprache im Alltag praktisch kaum umgehen. Dabei wird Lesen gerade im Berufsleben immer wichtiger.

Der „barrierefreie Zugang zur Information“ ist im Zuge der Inklusions-Debatte inzwischen auch von der Politik thematisiert worden. So kam der Anstoß zum Frankfurter Projekt auch vom Land Hessen, das Modellversuche zur Inklusion in der Kultur fördert. [...]

Es gibt aber auch Kritiker, die eine „Infantilisierung“ der Sprache befürchten. Es sei „keine gut

gemeinte Idee“, die Standards beim Schreiben zu senken, meinte vor kurzem die „FAZ“. Hückstädt vom Literaturhaus betont dagegen, dass die Initiative keinesfalls ein Aufruf an Schriftsteller sei, ihren Stil zu vereinfachen. Er sieht Bücher oder Texte in einfacher Sprache als weitere Sparte für eine bisher vernachlässigte Zielgruppe.

Das Frankfurter Projekt ist bis Ende dieses Jahres angelegt. Den Auftakt zu den Lesungen haben vor Weihnachten Kristof Magnusson und Alissa Walser gemacht. Es war keine der üblichen Veranstaltungen. Neben Literaturinteressierten kamen auch Menschen mit Down-Syndrom zur Lesung. Gebärdendolmetscherinnen übersetzten die Geschichten für Gehörlose.

Nicht nur deswegen wurde es auch für die Autoren eine ungewöhnliche Erfahrung: „Für mich war es schwierig“, sagt Walser über die ihr abverlangten Schreib-Regeln. Dennoch hat sie eine einfühlsame Geschichte aus der Sicht von Margot Frank geschrieben. Die ältere Schwester von Anne Frank – die aus Frankfurt stammende Familie Frank versteckte sich vor den Nazis in einem Amsterdamer Hinterhaus – hatte

ebenfalls ein Tagebuch geschrieben. Es ist jedoch verschollen.

Magnusson hat die neue Aufgabe nach anfänglichen Ängsten Spaß gemacht, wie er sagt.

Die Sprache seines Vaters kenne auch keine Fremdwörter, lautet die Erklärung des Deutsch-Isländers für seine Lust am einfachen Schreiben. „Außerdem habe ich beim Schreiben an die isländische

Saga-Welt gedacht“, scherzt er. Diese ist ebenfalls simpel strukturiert – und oft blutrünstig. Das passt zu seiner Geschichte über Nitribitt, deren Ermordung nie aufgeklärt wurde. ■

Quelle: <http://www.sz-online.de/nachrichten/kultur/autoren-und-die-einfache-sprache-3595959.html> [16.04.2017].

INFOBOX

FAZ: Abkürzung für *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

funktionaler Analphabetismus: betrifft Menschen, die Lesen und Schreiben gelernt haben, diese Fähigkeiten aber im Alltag nicht ausreichend anwenden können

Infantilisierung: *hier* Vereinfachung auf kindliches Niveau

Inklusions-Debatte: Debatte über die Art und Weise, wie benachteiligten Gruppen die Teilhabe an der Gesellschaft in vollem Umfang ermöglicht werden kann

Aufgabe 2/Textbeilage 2

[...]

Literatur in einfacher Sprache

[...]

Regelwerk:

Die Autorinnen und Autoren Henning Ahrens, Mirko Bonné, Nora Bossong, Olga Grjasnowa, Kristof Magnusson und Alissa Walser geben sich für „Frankfurt, deine Geschichte“ folgende Regeln:

1. Unsere Texte beziehen sich auf Ereignisse, Orte, Personen oder Gegenstände aus der Frankfurter Geschichte.
2. In den Texten können wir auch erfinden.
3. Wir schreiben Texte von 20 Minuten Vorleselänge.
4. Wir benutzen einfache Wörter.
5. Wir schreiben einfache Sätze.
6. Wenn wir Sprachbilder verwenden, erläutern wir diese.
7. Wir vermeiden Zeitsprünge.
8. Wir erzählen aus nur einer Perspektive.
9. Wir gliedern unser Textbild anschaulich.
10. Möglichst wenige Hauptwörter!
11. Möglichst viele Verben!

[...]

Quelle: <https://literaturhaus-frankfurt.de/programm/termine/frankfurt-deine-geschichte-literatur-in-einfacher-sprache-2016-12-13/> [14.03.2019].

Thema 2: Medien

Aufgabe 1

Zeitungslektüre

Verfassen Sie eine Textanalyse.

Lesen Sie den Essay *Vom Zeitungslesen* (1907) von Robert Walser (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textanalyse** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie den Aufbau des Essays.
- Analysieren Sie, mit welchen sprachlichen Mitteln der Autor das Medium Zeitung und das Zeitungslesen darstellt.
- Erschließen Sie auf Basis Ihrer Analyse mögliche Intentionen des Autors.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Robert Walser: *Vom Zeitungslesen* (1907)

Zeitungen sind wie ein großer, zusammengedrängter, üppiger Schwarm von Vögeln, der täglich ein- bis zweimal sich um die Welt verbreitet. Diese Vögel zwitschern in allen zivilisierten Sprachen und fliegen in die verstecktesten und entlegensten Gegenden, in die Ebenen, in die engen, hohen Täler, auf die Berge, wo irgend noch Menschen wohnen, in die Dörfer und Städte, fast in jedes Haus hinein. Ihr Gefieder ist weiß, mit unzähligen schwarzen Punkten besetzt, aber diese Punkte leben, bewegen sich, werden zu Taten und Geschehnissen, sobald man sie näher und aufmerksamer betrachtet. Ja, das ist wohl wahr, man muß Zeitungen aufmerksam lesen, sonst überfliegt man das Interessanteste, ohne es kennen gelernt zu haben. Wie viel wahre Bildung kann nicht ein einziges Zeitungsblatt enthalten, was für eine Stimme spricht es, wie viele Aussichten kann es öffnen. Es kommt vor, daß einem eines schönen Tages solch ein verlorenes Blatt durch irgendeinen Zufall in die Hände gerät, man entfaltet es und liest es und ist erstaunt über die Fülle des Wissenswerten, die hier unbeachtet und bereits von den Tagen und Wochen verschlungen am Boden im Winkel gelegen hat. Wie oft wirft man die knisternden Blätter halb ausgelesen, ja kaum recht angelesen, zur Seite, in der Meinung, nichts in ihnen für Geist und Gefühl antreffen zu können, und doch schlummern die schönsten und tiefsten Dinge darin. Aber das ist ja heutzutage das Wundervolle: Jeder neue Tag und Abend wirft uns neue Nachrichten entgegen, neue Äußerungen, neue Bildungen. Was uns heute entgangen ist, wir hoffen, es morgen in einer frischen, teilweise ähnlichen Gestalt wiederzusehen, und in der Tat, Gedanken, Dinge und Taten sind einander durch Jahrhunderte, wie viel mehr durch Wochen ähnlich. Aber soll dieses frohe Bewußtsein uns zur Unaufmerksamkeit oder Flatterhaftigkeit verführen?

Wie innig und aufmerksam wird in Dörfern gelesen! Die Zeitung ist dort neben der Bibel die beinahe ausschließliche Bildungs- und Unterhaltungsquelle, sie wird geradezu buchstabiert, namentlich von alten Leuten. Überhaupt versenkt sich das Alter tiefer ins Lesen als die schnellfertige und hastige Jugend. Da sitzt so eine alte Frau, die Brille vor den kaum noch sehenden Augen, am gardinengeschmückten Fenster und liest und kann ganze Stunden und ganze halbe Tage mit Lesen verbringen. Die ganze Lebenserinnerung und die ganze, lange Lebenserfahrung solch einer Frau helfen mit, die Buchstaben und Sätze zu entziffern, und sind der Leserin gedankenvoll in die aufmerksamen Augen gesunken. Ja, alte Leute verstehen schön zu lesen. Draußen in der Straße brüllt und stampft das unaufhörliche Leben, die Sonne scheint vielleicht ein bißchen an die Scheibe, in die Gardine hinein, hinter der die alte Frau sitzt mit dem Blatt in der zitternden Hand. An so etwas zu denken tröstet, denn es muß für das junge, bisweilen an sich selber verzweifelnde Leben ein Trost sein, zu wissen, wie irgendwo ganz in der Stille und Zurückgezogenheit ein paar alte liebe Augen, ein altes Herz, eine vom langen Leben gefurchte Stirn noch lebendigen Anteil nehmen am Täglichen-Lebendigen. Es muß die Jugend tatenfroh machen, wenn sie bedenkt, daß der Bericht der Taten vom Alter so begierig und fleißig verfolgt wird.

Ich habe eine Frau gekannt, eine Näherin. Ich wohnte bei ihr in einem sogenannten möblierten Zimmer. Die einzige Tochter dieser Frau war lebendig begraben worden, das heißt, sie befand sich im Irrenhaus. Die Frau hatte zwei gute Freunde: die Not und die Zeitung. Ohne den Trost dieser Freundschaften wäre sie vielleicht vor Elend gestorben. Die Not befahl

ihr streng, zu arbeiten, während die Zeitung über ihre Mußestunden ein bißchen Vergessen breitete. Das Interesse für die täglichen Geschehnisse war in der Frau so lebhaft, daß ich mich nicht genug wundern konnte, nach und nach aber verstand ich es, und nun schämte ich mich, denn ich war damals ebenso jung und rüstig an Gliedern wie apathisch den Vorkommnissen des Lebens gegenüber. Ich erinnere mich deutlich, wie sehr ich meine Wirtin um ihre Munterkeit beneidet habe, die doch nichts anderes war als das Ergebnis von ein wenig Zwang und Zucht zur Aufmerksamkeit. Sie empfand, daß die Aufmerksamkeit sie tröstete, sie zwang sich und gewann viel damit. 45

Für Stellenlose sind Zeitungen ein Juwel, ein reines Labsal. Für den arbeitenden Menschen sind sie ein leichter, mit Schimmer umwobener, natürlicher Feierabendgenuß. Für den Kranken, der im Bett liegen muß, bedeuten sie die geheime Hoffnung auf Genesung, für den Unglücklichen Trost und Ablenkung von den Gegenständen der stechenden Seelenqual. Für die Jugend sind sie ein täglich erneuter Antrieb zur Erfüllung von Pflichten. Dem tüchtigen Menschen und Mann bestätigen sie den Ruhm, den er sich durch Leistungen vielleicht außerordentlicher Art verdient hat. Der Reiche wird von ihnen zur Mildtätigkeit gereizt, und der Arme darf, wenn er Zeitungen liest, hoffen, es werde hie und da wohl auch noch freigebige Herzen geben. Für den weitblickenden und weitstrebenden Kaufmann ist die Lektüre der Blätter unentbehrlich, ebenso für den sorgenvollen Politiker. Der Künstler endlich findet zwischen den engen Spalten die Kritik seines jüngsten Werkes. Für alle ist in der Zeitung ein Schein und ein Abglanz von allem vorhanden. Die vielen hundert speziellen Interessen zusammengezogen ergeben schließlich ein einziges Bedürfnis, dem ein einziges allgemeines Entgegenkommen gegenübersteht. 50 55 60

Manche Menschen, besonders in Hauptstädten, wo der Verkehr ein rascher und die Ruhepausen kleinere sind, lesen nicht nur sitzend, sondern sogar stehend und gehend. Zur Zigarette und Zigarre liest es sich ausgezeichnet, verbunden mit einem Schluck Kaffee. Auf Reisen, in Hotels, im Eisenbahnwagen, im Wartezimmer des Arztes, in Wohnungen, am Familientisch, im Sommer in öffentlichen Parkanlagen auf Bänken, im schaukelnden Boot mitten auf dem Wasser eines vielleicht von der Morgensonne beschienenen Sees, in Lesehallen, da selbstverständlich, am schattigen Waldesrand einer anmutigen Sommerfrischegegend, auf der „Elektrischen“, überall, wo irgend Menschen sich aufhalten können, wird gelesen. 65 70

Die Regelmäßigkeit, mit der die Presse arbeitet, ist eine so kunstvoll ineinandergeschobene, daß man wohl sagen kann, sie stelle ein Bild lebendigen Fleißes dar. Aber zu Zeiten der Unruhe und des allgemeinen Sturmes, also z. B. in Revolutionsjahren, was gewinnt da das Zeitungsblatt wiederum für eine Bedeutung? Und in Kriegsjahren? Auch die gelassensten und sonst wenigst neugierigen Menschen greifen dann eifrig nach den Blättern. Es gibt Ereignisse, für die sich alle so ziemlich gleichmäßig interessieren, und zu Zeiten, wo solche Ereignisse durch die Journale gehen, sieht man so recht, wie begierig wir alle sind, wie durstig nach Aufreizungen, und wie nötig es ist, diesen Durst zu befriedigen, um der Welt Ruhe zu verschaffen. Die Zeitung sei eine „Macht“, sagt man. Nun, das ist sie auch und eine sehr streitbare und gutbewehrte. 75 80

Quelle: Walser, Robert: Vom Zeitungslesen. In: Walser, Robert: Feuer. Unbekannte Prosa und Gedichte. Herausgegeben von Bernhard Echte. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 28–32.

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Robert Walser (1878–1956): Schweizer Schriftsteller

Der Essay *Vom Zeitungslesen* wurde in der Tageszeitung *Neue Freie Presse* am 6. Oktober 1907 zum ersten Mal veröffentlicht.

Elektrische: Straßenbahn

gutbewehrt: gut bewaffnet

Lesehallen: Bibliotheken

Thema 2: Medien

Aufgabe 2

Mediale Aufmerksamkeit

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Kommentar *Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt* von Arne Perras aus der Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* vom 1. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die im Kommentar angesprochene Problematik.
- Nehmen Sie Stellung zu möglichen Ursachen und Folgen unausgewogener Berichterstattung.
- Machen Sie Vorschläge, wie Mediennutzer/innen mit diesem Phänomen umgehen sollten.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt

Während die Hochwasseropfer in Texas die Schlagzeilen der westlichen Medien füllen, bekommen die Flutgeplagten in Asien nur Randnotizen. Offenbar reicht Leid nicht, um Interesse auszulösen.

Von Arne Perras, Singapur

Wer die Aufgabe hat, aus fernen Welten zu berichten, macht manchmal irritierende Erfahrungen. Man sieht bei der Arbeit in armen Ländern vieles, was zum Himmel schreit. Aber will das zu Hause, im fernen Europa, jemand lesen, hören, sehen? Klar, es gibt die sogenannten nachrichtenarmen Zeiten, das berühmte Sommerloch, in dem die Gesellschaften in den Wohlstandszonen samt ihrem Politikbetrieb in Ferien sind. Zeitungen haben dann auf einmal Platz für nahezu alles, sogar den Krieg in den Savannen des Sudan. Oder für Naturgewalten, die indische Kinder fortreißen oder Dörfer in Sri Lanka unter Schlamm begraben.

Die Lehre aus diesen schwankenden Erfahrungen lautet: Existenzielles Leid per se reicht nicht, um konsequentes Interesse auszulösen. Viele Faktoren entscheiden darüber, ob es eine Katastrophe in die Abendnachrichten schafft. In der Vermittlung von Informationen ist das Ausmaß der Gefährdung von Menschen kein allgemeingültiges Kriterium. Ansonsten wäre alles einfach. Dann würde die Regel

gelten: Die Fluten in Asien sind derzeit besonders groß, also wird groß darüber berichtet.

Stattdessen wirken andere Reflexe meistens stärker: Nichts zeigt dies besser als das krasse Gefälle, das sich nun in der europäischen Wahrnehmung zweier großer Naturkatastrophen aufgebaut hat. In Texas/USA tobt Hurrikan *Harvey*. Und das südliche Asien versinkt in den Fluten des Monsuns. In Indien, Nepal und Bangladesch haben die Naturgewalten weit mehr als tausend Menschen in den Tod gerissen, in den USA haben bislang drei Dutzend Bewohner ihr Leben gelassen. *Harvey* läuft auf allen Kanälen, die Reportagen aus Houston überschlagen sich. Und die Flutopfer in Südasien?

Vertraute Lebenswelt – mehr emotionale Nähe?

Wenn mediale Aufmerksamkeit auch ein Gradmesser für Werte einer Gesellschaft ist, muss sich Europa einige Sorgen machen. Vielleicht sind die Europäer noch immer nicht frei von postkolonialer Überheblichkeit, vielleicht haben sie noch rassistische Vorstellungen, ohne sich das einzugestehen. Denn zynisch gesprochen

ist es doch so: Es müssen erst Hunderte Bauern in Bangladesch ertrinken, bevor ihnen ähnliche Aufmerksamkeit zukommt wie einem einzigen Opfer in der westlichen Welt.

Nun werden manche einwenden, das sei ganz natürlich und auch in Ordnung. Denn Interesse hänge ab von den Möglichkeiten der Identifikation – und der emotionalen Nähe, die nötig sei, um Menschen für das Schicksal anderer zu interessieren. Eines dieser Argumente geht in etwa so: Houston ist eine westliche Industriestadt, sie spiegelt für Europäer eine eher vertraute Lebenswelt wider. Die Dörfer im Delta des Ganges hingegen sind ihnen fremd. Deshalb berührt das Leid in Houston Europäer stärker als die vielen Opfer in Asien.

Wirklich? Amerikaner und Europäer mag ja vieles verbinden. Aber rechtfertigt das, andere Kulturen auszublenden? Auch die Erregungskurven in sozialen Medien mögen Hinweise geben, was Leute auf diesem oder jenem Kontinent gerade bewegt. Doch was ist mit jenen, die gerade nicht durch die Netze zwitschern? Man muss sich hüten, sie automatisch

als interesselose oder gar indifferente Wesen einzustufen, obgleich man ihr Interesse vielleicht nicht im Netz sehen kann.

Oder ist es vielleicht noch ganz anders? Man könnte zum Beispiel annehmen, dass alles, was

die Supermacht Amerika bewegt, automatisch wichtig ist für den Rest der Welt. In der Politik mag dies sehr berechtigt erscheinen. Doch im Falle von Naturkatastrophen überzeugt das nicht. Sicherlich, es wird niemals gelingen, für alle Opfer dieser Welt

Aufmerksamkeit aufzubringen. Aber ein wenig mehr Balance täte gut. Es wäre ein Zeichen, dass die reiche Welt des Westens die Menschenwürde für universell und unteilbar hält. ■

Quelle: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/hochwasser-in-suedasien-und-texas-es-ist-verstoerend-wie-unterschiedlich-der-westen-leid-wahmimmt-1.3647569> [14.03.2019].

Thema 3: Technik und Ethik

Aufgabe 1

Künstliche Intelligenz

Verfassen Sie eine Erörterung.

Lesen Sie den Ausschnitt aus der Einleitung des Sachbuchs *Künstliche Intelligenz. Was sie kann & was uns erwartet* (2018) von Manuela Lenzen (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Erörterung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Fassen Sie kurz die im Text geäußerten Hoffnungen und Befürchtungen zusammen, die mit dem Einsatz von Künstlicher Intelligenz verbunden sind.
- Setzen Sie sich mit der Frage auseinander, ob es gut ist, „wenn Maschinen sich in immer mehr Bereichen bewähren, von denen wir die längste Zeit dachten, sie seien dem Menschen vorbehalten“.
- Nehmen Sie dazu Stellung, ob die Erforschung Künstlicher Intelligenz durch Gesetze oder andere Maßnahmen begrenzt werden sollte.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Künstliche Intelligenz. Was sie kann & was uns erwartet

Von Manuela Lenzen

[...] Computersysteme stellen medizinische Diagnosen und geben Rechtsberatung. Sie managen den Aktienhandel, steuern Waffensysteme und vielleicht bald unsere Autos. Sie malen, dichten, dolmetschen und komponieren. Sie finden Muster, wo wir nur ein Rauschen sehen. Roboter begrüßen uns im Hotel, im Supermarkt und am Flughafen, sie führen uns durchs Museum und rufen an, wenn sie mit einem Päckchen vor der Tür stehen. Sie pflücken Gurken, beaufsichtigen Kühe, zapfen Bier, mähen Rasen, putzen Fenster, montieren Handys, spielen Dudelsack oder Fußball, braten Burger und schnipseln den Salat dazu.

Die Künstliche Intelligenz boomt. Derzeit vergeht keine Woche, in der nicht ein neuer Roboter, ein neues selbstlernendes Programm, ein neues smartes Gadget auf den Markt kommt, kaum ein Tag ohne Schlagzeilen, die eine kommende oder schon in vollem Gange befindliche Revolution beschwören: durch die Künstliche Intelligenz. Immer mehr kluge Maschinen, virtuelle und reale, riesengroße und winzig kleine, fliegende, laufende, rollende und schwimmende, harte und weiche, niedliche und erschreckende, verlassen die Labors und finden Eingang in unser Leben, unser Arbeiten, unsere Kommunikation, in unsere Körper, unser Denken, unser Weltbild. Und obwohl oder vielleicht gerade weil diese Technik intensiver vorgedacht worden ist als jede andere, von den mit Wasser- oder Luftdruck betriebenen Automaten der Antike über den mittelalterlichen Riesen Golem bis zur Science-Fiction, bringt sie uns zurzeit gehörig aus der Fassung. [...]

Eigentlich mögen wir unsere intelligente Technik. Wer wollte schon ohne sein Smartphone auskommen? erinnert sich noch jemand an (schlecht riechende) Telefonzellen, vor denen sich bisweilen lange Schlangen bildeten? Möchte jemand auf das Internet mit seinen Suchmaschinen verzichten und stattdessen per Postkarte Informationsbroschüren anfordern, wie es vor nicht allzu langer Zeit üblich war? Und wie hat man vor der Erfindung der Navigationsgeräte eigentlich im Dunkeln durch eine fremde Stadt gefunden?

Die intelligente Elektronik ist praktisch und Roboter sind faszinierend. Jeder Roboterforscher kennt das Phänomen: Kaum öffnet ein auch nur entfernt an ein menschliches Vorbild erinnernder Roboterkopf mit Papierohren und Lippen aus roten Gummischläuchen knirschend seine Kameraaugen, konkurrieren die Besucher um seine Aufmerksamkeit. Keine Schulklasse, die nicht in Begeisterungstürme ausbräche, wenn der Lehrer den Dino-Roboter Pleo oder gar den gelenkigen kleinen Humanoiden Nao aus dem Koffer holt. Kein Einkaufszentrum, in dem der fahrende Serviceroboter nicht von Neugierigen umringt oder von einem Schwarm Kinder verfolgt würde, kein Roboterfußballmatch, bei dem die Zuschauer nicht mitfieberten, wenn der Stürmer in Zeitlupe den Ball ins Visier nimmt, surrend den Fuß hebt, schießt und vor lauter Schwung gleich hintenüber fällt. Und Max, der virtuelle Museumsführer des Paderborner Heinz-Nixdorf-Computer-

museums, kann sich vor scherzhaften Flirtversuchen kaum retten: Wann hast du Feierabend? Wollen wir ausgehen? Max setzt dann seine Sonnenbrille auf und sagt etwas Unverfängliches, etwa: Das muss ich mir noch überlegen.

Intelligente Maschinen, die alle schmutzige, gefährliche, langweilige, gesundheitsschädliche Arbeit erledigen und den Menschen Zeit lassen, sich den interessanten, kreativen und angenehmen Seiten des Lebens zu widmen, sind ein alter Menschheitstraum. Die Visionen der intelligenten Häuser und Städte der Zukunft erinnern nicht zufällig an (modernisierte) Vorstellungen vom Paradies: Mithilfe klug analysierter Datenmengen, Simulationen zukünftiger Entwicklungen und selbstlernender Algorithmen werden wir unsere Umwelt-, Verkehrs-, Energie- und Müllprobleme lösen, Hunger und Krankheiten besiegen und den Klimawandel in den Griff bekommen. Die miteinander kommunizierenden intelligenten Systeme werden den Alltag wie von selbst organisieren, sie werden unsere Wünsche und Befindlichkeiten eher erkennen als wir selbst und uns jederzeit perfekt umsorgen. Durch Künstliche Intelligenz werden wir uns mit Menschen verständigen können, deren Sprache wir nicht sprechen, Wissen und Kommunikation werden ohne Grenzen fließen und uns unsere globalisierte Welt immer besser verstehen lassen. Künstliche Intelligenz wird die weltweite Produktivität steigern und damit Wirtschaftswachstum und Wohlstand für alle ermöglichen. Zumindest wird sie die Produktion verbilligen, Industrien vor dem Abwandern in Niedriglohnländer bewahren und die Produktivität einer alternden Industriegesellschaft aufrechterhalten. Intelligente Implantate und Prothesen werden Menschen mit Behinderungen helfen, alte Menschen werden dank intelligenter Kalender, Waschbecken und Küchen länger selbstbestimmt in ihren eigenen vier Wänden leben können. Das Autofahren wird sicherer und komfortabler, Unterricht und Weiterbildung auf jeden Menschen individuell zugeschnitten. Und auf lange Sicht werden die intelligenten Maschinen nicht einfach Maschinen für dieses oder jenes sein, sondern Universalisten: Für manche Visionäre ist die Künstliche Intelligenz das Problem, dessen Lösung alle unsere anderen Probleme lösen wird.

Doch so richtig freuen können wir uns über die Fortschritte der intelligenten Technik trotzdem nicht. „Computer, erzähl mir alles über die Borgs!“. Während Raumschiff-Enterprise-Fans in Amazons Kommunikationssystem Echo endlich realisiert sehen, wovon sie jahrzehntelang nur träumen konnten, fordert die Polizei erste Echo-Daten für ihre Ermittlungen an, gibt es erste Klagen über unerwünscht ins Wohnzimmer gesendete Werbebotschaften des Mitbewerbers GoogleHome. Während Facebook die Einführung eines Algorithmus diskutiert, der Suizidgefährdete erkennen und ihnen Hilfe anbieten soll, kritisieren Verbraucherschützer, der Konzern verkaufe Daten über die psychische Verfassung seiner Nutzer an Werbekunden. Während das Europäische Parlament diskutiert, ob künstliche Intelligenzen als elektronische Personen gelten sollten, verbietet die Bundesnetzagentur die „kluge“ Puppe My Friend Cayla, weil sie, kaum gesichert, alles, was im Kinderzimmer gesprochen wird, aufzeichnet, in der Cloud des Betreibers speichert und damit jeglichem Schutz der Privatsphäre Hohn spricht. [...] Zu all dem verunsichern immer neue Schätzungen über den Prozentsatz der Arbeitsplätze, die intelligente Maschinen bald übernehmen könnten.

Natürlich, Maschinen waren schon immer dazu da, etwas besser zu können als der Mensch: Lasten heben, Löcher bohren, Korn dreschen, rechnen. Doch inzwischen erinnert das Verhältnis von Mensch und Maschine an ein Rückzugsgefecht: Schach, Jeopardy, Go, sogar Poker und jüngst Pac-Man spielen Computerprogramme inzwischen besser als der Mensch. Und irgendwo zwischen dem Taschenrechner und Watson, dem System aus dem Haus IBM, das 2011 das amerikanische Fernsehquiz Jeopardy gewann und heute Mediziner bei der Auswahl von Therapien unterstützt und in Versicherungsunternehmen Verträge prüft, haben wir angefangen, uns Sorgen zu machen: Ist es gut, wenn Maschinen sich in immer mehr Bereichen bewähren, von denen wir die längste Zeit dachten, sie seien dem Menschen vorbehalten? Was kommt da auf uns zu? [...]

Quelle: Lenzen, Manuela: Künstliche Intelligenz. Was sie kann & was uns erwartet. München: C. H. Beck 2018, S. 9–13.

INFOBOX

Künstliche Intelligenz: „beschäftigt sich mit Methoden, die es einem Computer ermöglichen, solche Aufgaben zu lösen, die, wenn sie vom Menschen gelöst werden, Intelligenz erfordern“

Quelle: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/kuenstliche-intelligenz-ki-40285> [03.12.2018].

Pac-Man: ein Computerspiel

Thema 3: Technik und Ethik

Aufgabe 2

Autonome Autos

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Bericht *Moralische Dilemmata autonomer Autos* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Moralische Dilemmata autonomer Autos* aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 24. Juni 2016 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz wieder, welche ethischen Fragen sich im Zusammenhang mit autonom fahrenden Autos ergeben.
- Nehmen Sie zu einer dieser Fragen Stellung.
- Begründen Sie, ob bzw. unter welchen Bedingungen die Entwicklung autonom fahrender Autos gefördert werden soll.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Moralische Dilemmata autonomer Autos

Wie soll man Fahrzeuge für Unfälle programmieren? Darf der Passagier notfalls geopfert werden? Eine neue Studie zeigt, dass diese moralischen Dilemmata gravierender sind als gedacht

Cambridge/Wien. Bereits ab Herbst werden auch in Österreich auf bestimmten Strecken selbstfahrende Autos getestet. Technologiekonzerne wie Google oder Apple arbeiten seit mehreren Jahren daran, weshalb auch Automobilkonzerne in Europa, den USA und Japan längst nachgezogen haben und daran basteln.

Ein großer Vorteil der autonomen Autos wäre, dass die Zahl der Verkehrsunfälle um bis zu 90 Prozent zurückgehen würde. Doch dazu müssten die selbstfahrenden Fahrzeuge die Mehrheit unter den Straßenfahrzeugen stellen. Denn diese Autos wären frei von all den menschlichen Unzulänglichkeiten: Alkohol am Steuer ebenso wie Smartphone-Ablenkung oder überhöhte Geschwindigkeit.

Klar ist aber auch, dass unvorhersehbare Ereignisse auch mit autonomen Autos zu Unfällen führen werden, und hier beginnt die Sache nicht nur technisch, sondern auch moralisch knifflig zu werden: Wie

sollte das Auto reagieren, wenn ein Kind auf die Straße läuft, beim Ausweichen aber ein anderer Passagier überfahren würde? Sollte das Auto so programmiert werden, dass in Extremfällen eher der Passagier getötet wird, wenn dadurch zehn andere Leben gerettet werden können?

Ein Forschertrio um Iyad Rahwan (MIT in Cambridge) konfrontierte in Experimenten knapp 2.000 Testpersonen mit solchen Fragen. Die besondere Pointe: Die Teilnehmer sollten ihre Bewertungen in verschiedenen Rollen abgeben – als unbeteiligte Beobachter oder als potenzielle Insassen des Autos. Schließlich wurden die Testpersonen noch gefragt, welche Programmierung sie sich für ihr eigenes autonomes Auto wünschen würden.

Zwar bevorzugte eine deutliche Mehrheit der Teilnehmer eine Programmierung, die möglichst wenige Opfer verursachte: Im Fall von den zehn Fußgängern und einem Autofahrer entschieden

sich 76 Prozent dafür, den Fahrer zu opfern. Anders sah dies erwartungsgemäß dann aus, wenn ein Fahrer einem einzigen Fußgänger gegenüberstand: Hier fanden es nur 23 Prozent der Teilnehmer richtig, den Fahrer zu opfern. Völlig anders reagierten aber jene Testpersonen, die sich selbst in der Rolle als Mitfahrer sahen.

In diesen Widersprüchen sehen die Studienautoren freilich auch ein Dilemma für die Autoindustrie: Werden die Autos nach allgemein akzeptierten moralischen Grundsätzen programmiert, dann werden wohl weniger Personen diese Autos kaufen.

Ein möglicher Ausweg könnte sein, den Autos eine „dosierbare“ Moral zu verpassen: Letztlich entscheidet dann der Käufer oder Fahrer des Autos, welche moralische Feinjustierung er für sein Auto vornimmt: eher egoistisch oder altruistisch. ■

Quelle: <http://derstandard.at/2000039776493/Moralische-Dilemmata-autonomer-Autos> [27.05.2019].

INFOBOX

MIT: Massachusetts Institute of Technology, technische Hochschule und Universität in Cambridge, Massachusetts, USA